

Frauenstimme

Nr. 11 * 48. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

4. Juni 1931

Die junge Funktionärin.

Seit den Septemberwahlen in Deutschland kommt die Diskussion über die Frage der politischen Einstellung der Jugend nicht zur Ruhe. Nicht bloß die deutschen Blätter und die hinter ihnen stehenden Parteien ringen mit diesem Problem; auch in anderen Ländern — mit anderen Voraussetzungen — fürchtet man, eines schönen Wahltagsabends ruhig einzuschlafen und am anderen Morgen mit einem nationalsozialistisch-kommunistisch überfluteten Parlament unansehnlich überrascht zu erwachen.

Leidet auch der Familienvater, die gesamte ältere Generation, materiell viel stärker durch die Krise, so steht ihr doch der jugendliche moralisch auswegloser — ja hoffnungslos gegenüber: er wird mitten aus der Arbeit gerissen, bevor er sie vollkommen beherrscht, er ist in der besten Kraft und darf keine Leistungen zeigen. Mehr noch! Er muß fürchten, nie sein Berufsziel zu erreichen, vielleicht gar sein Leben verpfuscht, ohne Leistung zu beschließen.

Was wäre selbstverständlicher, als daß der junge Mensch nun Halt und Stütze an der Partei sucht. Und sie kommen auch. Während in Deutschland die Jugend (Achtzehn- bis Fünfundzwanzigjährige) acht Prozent der Parteimitgliedschaft ausmacht, sind in Wien von je hundert Parteimitgliedern 28,15 Zwanzig- bis Dreißigjährige organisiert und so, wie die Statistik zeigt, die stärkste Altersgruppe!

Altersaufbau der Wiener Parteimitgliedschaft:

Alter	Von je 100 Männern	Parteimitgliedern sind Frauen	Zusammen
Über 70 Jahre	1,14	1,27	1,18
von 60 bis 70 Jahren	5,24	4,98	5,14
„ 50 „ 60 „	13,96	12,87	13,55
„ 40 „ 50 „	21,08	21,42	21,20
„ 30 „ 40 „	27,17	29,70	28,14
„ 20 „ 30 „	28,85	26,95	28,15
unter 20 Jahren	2,56	2,81	2,64
	100,00	100,00	100,00

Aber wir sehen in dieser Statistik etwas anderes Wertwürdiges. Der Anteil der Frauen an der Parteimitgliedschaft steigt im großen und ganzen, je niedriger die Altersstufe ist; er ist am höchsten zwischen dreißig und vierzig, wo die Frauen die Männer bereits um mehr als zweieinhalb Prozent überflügeln! Bei den Zwanzig- bis Dreißigjährigen aber sinkt dieser Anteil bedenklich, die Frauen sind wieder der kleinere Teil geworden. Und gerade in dieser Altersstufe sollten die meisten organisierten Frauen zu finden sein! Bei ihnen vermutet man am wenigsten noch Bindung an Tradition, dagegen am meisten politische Anteilnahme von Jugend auf; ihr geistiges Erwachen begann in einer Zeit, in der Selbständigkeit und Gleichberechtigung der Frau schon natürliche Tatsache war. Auch die Bildung einer Familie, die man früher unbedingt in diese Zeit rechnete, schiebt sich heute hinaus an die Grenze der dreißig Jahre, die Anzahl der betreuten Familienmitglieder ist sehr klein geworden, so daß es kein glaubhaftes Hindernis mehr sein kann, seine politische Pflicht nicht erfüllen zu können. Bei den Frauenabenden und Sektionsabenden sind die jungen Mädchen noch rarer. Ja, die jungen Leute überhaupt, wo stecken sie bei unserer Tätigkeit?

Und da wird das Fehlen der jungen Mädchen der Schlüssel zum Verstehen. Als wir noch in der Jugendorganisation waren, hatten wir für den Stand unserer Gruppe bald einen Gradmesser entdeckt: war die Arbeit gut, gab es Schwung und Leistung, da hatten wir Mädchen genug; bevor aber noch alle anderen Leistungen zurückgingen, vor jeder Krise in der Arbeit, begannen sie zu verschwinden. Sie sind die ersten, die mutlos werden, sie nörgeln nicht, sie rebellieren nicht, aber versinken in völlige Gleich-

gültigkeit. Ihnen fehlt noch der Haß einer tieferen politischen Bildung und auch der Ehrgeiz, der so manchen Genossen noch hält, wenn er auch schon nicht mehr glaubt. Daher ist diese Erscheinung auch der Schlüssel zum Verstehen der Situation in der Jugend überhaupt, denn die Mädchen reagieren am empfindlichsten auf alle die Tatsachen, welche die Jugend enttäuschen.

Diese Jugend, die in einer Zeit zur Partei gekommen ist, in der man wie in einem Automatenapparat das Beitragsheft hineingeworfen hat und dafür Lohnerhöhungen, sozialpolitische Gesetze, politischen und kulturellen Fortschritt in bunter Fülle heraus-erhielt, kann sich nicht ohne weiteres auf den heutigen Zustand umstellen. Was für jeden Sechziger etwas aus alter Erinnerung her Selbstverständliches ist — nämlich, daß

man jahrzehntelang kämpft, ohne einen nach außen hin sichtbaren Erfolg zu verzeichnen —,

ist für diese Generation, die die Revolution erlebt hat, unerträglich. Diese Generation hat aber auch nicht das Gefühl, daß die Partei nur das leisten kann, was ihre Mitglieder selbst imstande sind zu erkämpfen. Denn durch das Wachstum der Partei hat heute der einzelne, ganz besonders aber der einzelne junge Genosse, nur einen geringen Anteil an der Mitbestimmung und verantwortungsvollen Mitarbeit in der Partei. Sie halten die Führer für diejenigen, die alles für sie tun müssen, das Unmögliche für sie durchsetzen sollen. Geschieht das alles nicht, so ist die Zukunft in ihren Augen hoffnungslos, die einen verfallen in Gleichgültigkeit, die anderen in Rebellion. Sie hoffen nur noch auf ein Wunder: das Dritte Reich oder eine kleine Sowjetdiktatur.

Dies nun wäre die Funktion für uns junge Mitarbeiter in der Partei. Unsere Aufgabe in unserer Stellung als Vertrauenspersonen der Partei wäre es, unsere eigene Generation mitzuerziehen und zu erziehen. Wiedel Arbeit bedeutete es, diese jungen Leute, die zum größten Teil außerhalb der Partei stehen, aber auch soweit sie organisiert sind, sich von den Indifferenten wenig unterscheiden, zum Verständnis der Zeit und ihrer Aufgabe in dieser Zeit zu bringen. Liese Zornar, Wien.

Die Frau als Vorgesetzte.

Erst wenige Jahrzehnte sind vergangen, seitdem sich der Zugang zu den Gebieten des öffentlichen Lebens für die Frau geöffnet hat, und erst 1918 ist die Frau in Deutschland für politisch mündig erklärt worden. Diese wenigen Jahre und Jahrzehnte bedeuten fast nichts im Verhältnis zu einer uralten, festgefühten Tradition durch viele Geschlechter hindurch, in denen der Mann unbedingter Vorgesetzter auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens war, nicht zuletzt Vorgesetzter der Frau als Vater, Bruder, Gatte, oft sogar als Sohn. In ungezählten Frauen wirkt sich diese Tradition auch heute noch aus, ungezählte treten dem Manne, wo er ihnen auch begegnet, im Gefühl der Unterordnung, und zwar einer willigen, selbstverständlichen Unterordnung entgegen. Solche Frauen arbeiten im allgemeinen sehr

gut unter männlichen Vorgesetzten,

aber die Frage wird für sie zum Problem, sobald an Stelle des Mannes eine Frau als Vorgesetzte tritt. Die Untergebene, die eben noch dem Manne ganz instinktiv Achtung und Respekt entgegenbrachte und willig seinen Anordnungen folgte, fühlt sich der Frau als Vorgesetzter innerlich völlig gleichberechtigt und empfindet es als Bevormundung, wenn Leistungen, die sie zuvor gern auf sich genommen hatte, von ihr verlangt werden. Dazu kommt

sofort ein zweites. Mit scharfem Auge erkennt die einstige bescheidene Untergebene kleine Mängel und Schwächen an der Geschlechtsgefährtin, die sie in ihrer Opposition noch bestärken. Ist nun die betreffende Vorgesetzte wirklich ein Mensch mit Führerbegabung, der mit gleichbleibender Ruhe und Sachlichkeit zu arbeiten versteht, dann ist immerhin mit der Zeit ein harmonischer Ausgleich möglich. Aber wenn die Vorgesetzte sich in ihrer neuen Rolle selbst noch fremd und unbehaglich fühlt, wenn ihr Sachkenntnis mangelt, oder wenn es sich gar um eine reizbare, ängstlich auf ihr Ansehen bedachte Frau handelt, die nur auf ihre Macht pocht und ihre Stellung als Vorgesetzte immer und überall betont, sich Unterordnung durch Härte und Kleinlichkeit erzwingen will, dann allerdings tritt an Stelle sachlicher Arbeit der erbitterte, heimliche Kampf der Nebenbuhlerinnen. Beide Frauentypen, Untergebene sowohl als Vorgesetzte, sind in diesem Fall nicht reif für eine gemeinsame Arbeit.

Das bunte Leben liefert täglich eine unendliche Fülle von Stoff zu dem Problem „Untergebene und Vorgesetzte“. Da war ein interessanter Fall an einer Schule. Das Kollegium hatte die Möglichkeit, sich die Leitung selbst zu wählen. Es war eine Mädchenschule, und das Kollegium bestand fast ausschließlich aus Lehrerinnen. Eine Frau und ein Mann kamen für die Stellung in Frage. Was geschah? In einer Zeit, in der Frauenvereine und Organisationen unablässig sich bemühen, das Selbstbewußtsein der Frau zu heben, ihr führende Stellungen zugänglich zu machen,

lehnte man einstimmig die Frau ab und wählte den Mann zum Vorgesetzten.

Am nächsten Morgen wurde er von seinen Wählerinnen mit einem herrlichen Rosenkranz begrüßt — es kam ihnen also gar nicht zum Bewußtsein, was sie getan hatten. Gewiß ist dieser Fall nicht zu verallgemeinern. Auch genügt es nicht, einfach die Tatsache als solche zur Kenntnis zu nehmen und voll Entrüstung den Stab über die Betreffenden zu brechen, ohne die tieferen Ursachen der Ablehnung zu kennen. Denn man kann natürlich nicht den Satz aufstellen, daß Frauen nur eine Frau wählen dürfen, gleichgültig, ob sie fähig oder nicht. Das Problem ist also nicht so zu stellen, daß die Frau Anspruch darauf hat, gewählt zu werden, weil sie Frau ist, sondern nur die wirklich befähigte Frau kann führend sein

wollen. Nicht das Geschlecht, sondern die Qualitäten müssen entscheidend sein.

Man hört manchmal die Behauptung, die Frau sei ränkeltüchtiger, kleinlicher, launischer als der Mann und deshalb weniger für eine führende Stellung geeignet. Aber wir haben heute ja noch gar keine Möglichkeit, ein abschließendes Urteil über die Frau als Vorgesetzte zu fällen, denn die winzige Spanne Zeit, in der sie bis heute gewirkt hat, steht in gar keinem Verhältnis zu den Jahrhunderten, denen männliche Leistungen ihr Gepräge gaben. Aber abgesehen davon —

wie viele Männer gibt es denn,

die wirklich Führer sind im modernen Sinn des Wortes, die nicht ihren Machtstandpunkt betonen, sondern geistige Ueberlegenheit walten lassen, die sachliche Leistungen aufweisen und gleichzeitig die Fähigkeit besitzen, sich selbst zurückzustellen, wenn die Sache es erfordert? Das Vorgesetztenproblem ist eben kein ausschließliches Frauenproblem — es ist ein Problem des Menschen.

Der Sozialismus kennt den Begriff des Vorgesetzten im üblichen Sinn nicht, wohl aber kennt er den Begriff des Führers, des männlichen und weiblichen Führers, der den Massen große Ziele zeigt und ihnen durch seine eigene Tätigkeit, sein Beispiel hilft, ihnen näherzukommen. Karl Marx und Engels, Bebel und Rosa Luxemburg und viele andere sind Führer in diesem Sinn gewesen. Für die sozialistische Frau, die irgendwo im öffentlichen Leben an verantwortlicher Stelle steht, Vorgesetzte im bürgerlichen Sinn ist, mit allen Machtbefugnissen dieser Stellung, kann es deshalb nur einen Weg geben: Immer wieder, auf allen Gebieten, sachliche Leistung zu vollbringen, gleichzeitig aber an Stelle des kapitalistischen Machtstandpunkts die Waffen geistiger Ueberlegenheit zu führen, menschlich befreiende, seelische Beziehungen zwischen sich und ihren Mitarbeiterinnen herzustellen. Denn erst dann ist die Vorgesetzte wirklich zur Führerin geworden, wenn sie es verstanden hat, ihre Untergebenen zu wirklichen Mitarbeitern am gemeinsamen Werk zu machen. So ist das Vorgesetztenproblem im sozialistischen Sinne, im sozialistischen Staat kein Machtproblem, wie es der Kapitalismus und die bürgerliche Gesellschaft kennen, sondern es ist ein Problem des Menschen. Es ist das Ringen der Einzelseele mit sich selbst — und gleichzeitig der Ausgleich zwischen dem Individuum und der Gesamtheit
Else Möbus.

„Geheimarchiv“ der Hausfrau

Immer mehr kommt man heute zu der Ueberzeugung, daß der Hausfrauenberuf im Sinne eines wirklichen Berufes aufzufassen ist, der jeder außerhäuslichen Tätigkeit an die Seite gestellt werden muß. Aber nicht nur vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus gesehen ist die Wirksamkeit einer geschulten Hausfrau, durch deren Hände Tag um Tag Einkommen und Volksvermögen fließen, von größter Bedeutung. Der Hausfrauenberuf erfordert auch eine Fülle von Kenntnissen, von Wissen und Erfahrung, die die Volksgesundheit, die Hygiene, das Wohnproblem, die Erziehung, kurz, alle großen Gebiete unseres kulturellen Lebens stark beeinflussen können. Immer mehr setzt sich deshalb in allen Kreisen die Erkenntnis durch, daß diese Fähigkeiten bereits vor der Eheschließung erworben werden müssen, daß die künftige Hausfrau und Mutter in allen Zweigen des Haushalts und der Kinderpflege gründlich geschult sein muß. In Schulen und Berufsschulen wird bereits auf dieses Ziel hingearbeitet: Kurse aller Art vervollständigen die Ausbildung der Hausfrau bis zur Meisterin des Haushalts. Aber nur ein verhältnismäßig kleiner Teil von jungen Mädchen besitzt heute die Mittel, um vor der Ehe, geschweige denn in der Ehe, Kochkurse oder eine Haushaltschule, Kurse für Säuglings- oder Kleinkinderpflege zu besuchen. Weitaus die meisten gehen direkt aus dem Beruf, aus der Fabrik, der Werkstatt, dem Büro in die Ehe, falls sie nicht versuchen, den außerhäuslichen Beruf, so lange es nur möglich ist, noch eine Zeitlang aufrechtzuhalten, bis sie sich eine kleine Aussteuer an Wäsche und Möbeln verdient haben.

Doch im Zeitalter der allgemeinen Volksbildung lassen sich Lücken dieser Art bei Fleiß und gutem Willen von der betreffenden Hausfrau selbst ausfüllen. Wie viele praktische Winke, wie viele Mitteilungen über Fragen technischer, wirtschaftlicher, kultureller Art im Haushalt bringt die Zeitung, ganz abgesehen von besonderen Frauenbeilagen und Frauenzeitschriften! Wie viele unentgeltliche Vorträge gibt es vor allem in den Großstädten; wie viele Prospekte werden kostenlos verteilt, bei Frauenzusammenkünften, in Ausstellungen, in Warenhäusern; wie viele Ankündigungen über neue Erfindungen im Haushalt, wie viele kostenlose Beratungsstellen bieten der Hausfrau ihre Hilfe an! Ein Fülle von Wissen, von Belehrung liegt vor der Frau ausgebreitet. Aber meistens ist es so, daß die Hausfrau zwar da und dort einen Vortrag hört, hier und da in Zeitung und Zeitschriften Praktisches und Brauchbares liest, aber — es ebenso schnell wieder vergißt, infolge der tausend Kleinigkeiten, die täglich ihre Aufmerksamkeit beanspruchen. Es gibt jedoch ein Mittel, sein Wissen wirklich zu bereichern, alles Wissenswerte

sofort bei Bedarf an der Hand zu haben: Eine Zigarrenschachtel oder ein kleiner Karton sind rasch zu beschaffen, und steifes Papier ist ebenfalls in jedem Haushalt vorhanden; also den Bleistift zur Hand genommen und aufgeschrieben, was Zeitung, Vortrag, Rundfunk, Prospekte, und was es sonst sei, an Interessantem und Lehrreichem für die Hausfrau mitteilen! Damit aber ist der Grundstock zu einer wirklich gründlichen, wissenschaftlichen Haushaltsführung gelegt, der Grundstock zu einem „Archiv der Hausfrau“.

Unter bestimmte Rubriken — etwa: Blumenpflege, Kochen, Kleidung, Reinigungsmittel, Wäsche usw. — werden die einzelnen Karten eingefügt. Sie enthalten praktische Hinweise und Winke für die verschiedenen Gebiete, neue Entdeckungen, Versuche, die man selbst ausprobiert hat, kurz, alles, was irgendwie im Haushalt nützlich sein kann. Allmählich füllt man Unterabteilungen oder neue Rubriken ein. So enthielt die Abteilung „Wäsche“ ursprünglich vielleicht nur Erfahrungen mit dem und jenem Waschmittel, Hinweise auf praktische Arten, die Wäsche zu sondern oder sie mit möglichst geringem Seifenverbrauch zu reinigen. Allmählich aber wird das Gebiet vervollständigt. Man hat da und dort von neuen Waschmaschinentypen gelesen und gehört; vielleicht ist es in absehbarer Zeit noch unmöglich, sie zu kaufen, aber man hat doch großes Interesse daran, die technische Entwicklung der Haushaltsmaschinen zu verfolgen, an der Zusammenarbeit von Ingenieur und Hausfrau teilzunehmen und dadurch mitzuhelfen an einer Verbilligung der Maschinen. Also sammelt man auch über diese Fragen Material und fügt sie ins Archiv ein. Oder ein anderer Fall auf ganz anderem Gebiet: Hier steht in der Zeitung eine Ankündigung von Rechtschutzstellen für Frauen, von Eheberatung, von Schwangerenfürsorge, von Säuglingspflege. Unmöglich kann man die Adressen auswendig behalten. Also schreibt man eine Karte aus unter „Beratungsstellen“ und fügt ein, was notwendig ist.

Aber das Archiv braucht nicht nur positive Vorschläge zu enthalten. So manche Hausfrau sitzt betrübt am Mittagstisch, weil sie zum zten Male irgend etwas bei einer Speise vergessen hat, oder sie ist mit der Wäsche nicht fertig geworden, weil sich irgendein Fehler einschlich, der sich jedesmal wiederholt. Also schreibt sich die Hausfrau Verschen, Fehler und Unterlassungen auf und fügt sie ebenfalls der betreffenden Rubrik bei, um sich das nächste Mal sofort an das Wesentliche zu erinnern. Denn das Archiv der Hausfrau ist ja durchaus persönlich, und sie hat das Recht, es so zu gestalten, daß es gerade für sie wirklich nützlich wird, es als eine Art „Geheimarchiv“ für sich selbst auszubauen.
Elke.

Die Verkäuferin als Berufsideal.

Und andere kleine Tatsachen.

Die Berufsberatungstatistiken der letzten Jahre zeigen in immer stärkerem Maße den steigenden Andrang der jungen berufsuchenden Mädchen zum Angestelltenberuf. Aber es ist nicht die Stenotypistin oder die Kontoristin oder gar die in Film und Roman so rosenrot idealisierte Privatsekretärin, die als Berufsziel lockt, sondern die Verkäuferin. Die übergroße Mehrzahl der weiblichen Schulentlassenen, die den Angestelltenberuf wählen, wollen Verkäuferinnen werden. Trotzdem, was viele nicht wissen, gerade der Einzelhandel die niedrigsten Gehälter zahlt, und trotzdem, was doch alle wissen können, die Verkäuferin über viel weniger freie Zeit verfügt als ihre Kollegin im Büro, die schon am Nachmittag „heraus“ kann oder Sonnabends den freien Nachmittag genießt — während die Verkäuferin Abend für Abend im Geschäft stehen muß.

Welche psychologischen Zusammenhänge liegen diesen Massen- neigungen zugrunde? Abgesehen von der Vorstellung, hier vielleicht leichtere Lehrzeit oder schnellere Anstellungsmöglichkeiten zu finden, und abgesehen von Zeitströmungen, die irgendeinen Beruf zum Modeberuf stempeln: der Wunsch, als Verkäuferin hinterm Ladentisch zu stehen, ist der Wunsch, mit Menschen in Berührung zu kommen, ist der Wunsch nach Lebendigkeit, Abwechslung und Glanz. Hier ist im allgemeinen noch wenig mechanisiert, es lockt noch ein persönlicher Kontakt mit Menschen und Dingen. Nicht zufällig ist die Heiratshäufigkeit der Verkäuferin größer als in anderen Berufen — allerdings kann es sich der Handelsunternehmer gestatten, die jüngsten und hübschesten (und nebenbei billigsten!) auszusuchen. Und wer ahnt, was für Entbehrungen hinter dem wohlindustrierten Bubitopf und dem schicken Kleidchen stecken? Es lockt in der Phantasie ein buntes Leben!

Was Frauen verdienen

oder wie man Frauenarbeit zu bezahlen wagt: in der Schuh- Heimindustrie im Bezirk Frankfurt a. M. wurde, nach einem Bericht des Gewerkevereins der Heimarbeiterinnen, versucht, den horrenden Lohn von 1,05 M. für 50 Paar Struppfschuhe noch herabzusetzen. Nach einer neuen Verarbeitungsmethode blieb der Heimarbeiterin für 50 Paar nur 35 Pfennig Arbeitslohn, wobei die Arbeit des Holens und Bringens der schweren Last Schuhe noch eingerechnet ist. Da die Firma mit dieser neuen Methode nicht den „gewünschten Erfolg“ hatte, gab sie die Schuhe wieder zu den alten „hohen“ Löhnen in Heimarbeit. Strumpfhaltnerinnen verdienen für das Gros-Paar 96 Pfennige. Für Tapissierin liegen die Stundentöne zwischen 20 und 25 Pfennig! — Der „Aufwärts“ berichtet, daß ein oberbayerisches Gut einer 23jährigen Landarbeiterin einen Vertrag zur Unterschrift vorlegte, in dem sie sich bereit erklären sollte, „infolge minderwertiger Arbeitskraft“ — trotzdem sie durchaus gesund und seit Jahren in der Landwirtschaft tätig war — für einen Stundenlohn von 10 (zehn!) Pfennigen zu arbeiten!

Geburtenzahl und Säuglingssterblichkeit.

Die Stadt Berlin hat den zweifelhaften Vorrang, die niedrigste Geburtenzahl von allen preussischen Großstädten zu haben: auf 1000 Berlinerinnen kamen im Jahre 1930 nur 10,2 Geburten. Dagegen können die Städte Hindenburg und Oberhausen, beide mit überwiegend katholischer Bevölkerung, den Rekord der größten Geburtenzahl aufweisen: auf 1000 Hindenburgerinnen kamen 23 „neue“ Kinder, auf 1000 Oberhausener 22,3. Hohe Geburtenziffern weisen auch die meisten Universitätsstädte auf: das erklärt sich aber nicht etwa aus einer besonderen Fruchtbarkeit der Studenten, sondern aus den Einrichtungen von Kliniken und Entbindungsanstalten der Universitäten, zu denen die Frauen der ganzen Umgegend zur Entbindung kommen. — Aber wieviele dieser Neugeborenen überleben das erste Lebensjahr? Der geringsten Zahl von Säuglingssterbefällen kann sich die Stadt Frankfurt am Main mit ihrem sonnigen Klima erfreuen (5,1 auf 100 Lebendgeborene). Dagegen sterben in den ausgesprochenen Industriestädten, in Halle im mitteldeutschen Kohlengebiet und in Renscheid im Ruhrgebiet noch mehr als jedes zehnte Neugeborene!

Die Gebrechlichen.

Die kürzlich neu durchgeführte Gebrechlichenzählung im Deutschen Reich zeigte einen auffallenden Unterschied in der Gebrechens- veranlagung zwischen den Geschlechtern. Von Geburt an sind die Frauen etwas geringer mit geistigen Gebrechen, dafür aber überwiegend stärker mit körperlichen Gebrechen belastet als die Männer. Nur 8 von 100 Männern, aber 21 von 100 Frauen sind von Geburt an körperlich schwach. Bei den Männern treten die meisten Gebrechen erst im Alter von 20 bis 30 Jahren auf.

Allerdings muß bei dieser Zählung die hohe Zahl der Kriegs- verletzten mit in Rechnung gestellt werden; aber auch die Berufs- gefährdung ist bei den Männern noch sehr viel stärker als bei den Frauen. Wichtig ist die Feststellung, daß als Ursache der Er- blichungen außer den Kriegsbeschädigungen in der Hauptfache Vererbung ermittelt wurde; die Blennorrhöe (eine bei der Geburt übertragene Eiterinfektion) kam nur noch selten vor. Dagegen war die Tuberkulose als Erblichungsursache noch von Bedeutung.

Wo wird am häufigsten geheiratet?

Die meisten Eheschließungen unter den preussischen Großstädten im Jahre 1930 zählte die Stadt Harburg-Wilhelmsburg mit 10,7 auf das Tausend der mittleren Bevölkerung, ihr folgen die Städte Frankfurt (mit seiner guten Wohnungspolitik) und Berlin. Die heiratsunlustigsten Bewohner haben die Industriestädte Gleiwitz (7,9) und Münster (7,7). S. S.

Das Atemkorsett.

Ueber das weitverbreitete Vorkommen des sogenannten „Atem- korsetts“ berichtete Dr. Hans v. Hattingberg kürzlich ausführ- lich auf der Arzttagung in Dresden. Der seltsame Name „Atem- korsett“ für eine bestimmte Störung der Atmung und eine beträch- tliche Verspannung und Versteifung der unteren Brustkorb- und oberen Bauchmuskeln erscheint Hattingberg dadurch gerechtfertigt, daß von den Patienten selber diese Verspannung subjektiv wie ein „Kor- sett“ empfunden und auch so bezeichnet wird. Andere wieder sprechen von einem „Ring“ oder einem „beengenden Reifen“, der dem zum Faß oder zum Kessel gewordenen Brustkorb fest aufliegt, oder der Patient hat ein Gefühl der Völle, bis zum Plagen. „Ich hätte am liebsten meinen Rumpf angebohrt oder den Reifen aufgeschni- ten,“ erklärte ein Kranker. Manche empfinden das Bedürfnis nach einem Gegendruck.

Die typische Atemstörung wird zumeist als „Atemsperrung“ emp- funden oder in schwächeren Fällen als die Unmöglichkeit, „durchzu- atmen“. Es ist, als ob ein Brett oder sonst ein mechanisches Hinder- nis dem normalen tiefen Atemzuge mit dem daran knüpfenden B- freiungsgefühl entgegenstehe. Das Gefühl der Enge, der Be- drücktheit und Atemnot versucht der Patient dadurch zu beseitigen, daß er von Zeit zu Zeit eine tief seufzende Ein- und Ausatmung ausführt; wenn die Atemsperrung sich dann löst, tritt oft ein wieder- holtes Gähnen auf. Dieser überaus lästige und qualende Zustand, der sehr viel häufiger vorkommt als man gemeinhin annimmt, tritt oftmals im Zusammenhange mit angstvoller Spannung, also etwa vor einem Examen, vor Anstellungen und ähnlichen Zuständen angstvoller Gespanntheit auf. Ein leichter Grad von „Korsett- atmung“ ist außerordentlich häufig; ja, die Tatsache, daß es nur sehr schwach und wenige Großstadtmenschen gibt, die völlig frei atmen, hält Hattingberg für die einzige Ursache, daß diese verbreitete Er- scheinung bisher nicht beschrieben worden ist.

Mit der Bezeichnung dieses Krankheitsbildes als „Atemkorsett“ will Hattingberg die Störung der Zwerchfellfunktion besonders be- tonen, während von anderer Seite her die Herzschmerzen oder die Angstgefühle in den Vordergrund gerückt werden. Kritische Patien- ten aber beschreiben das Schmerzgefühl in der Magengrube als ein von allen anderen natürlichen Schmerzen verschiedenes, schon wegen seines unheimlichen Charakters, als ein Gefühl, das sich überhaupt nicht definieren lasse, ein Schwanken zwischen der Empfindung der Völle und Leere, zwischen Hunger und Nahrungsüberdruß, mit einer Beimischung von Angst, ja von Schuldgefühl.

Hattingberg knüpft an die von Urzeiten her bekannte, jetzt wieder anerkannte zentrale Stellung der Atmung, die charakterisiert werde durch ihr enges Zusammenspiel zwischen Willkür und Un- willkür. Das Einatmen, das mehr der Willkür unterliege, bekomme gegenüber der vorwiegend unwillkürlichen Atmung ein ungesundes Ubergewicht. So entstehe ein langsam sich steigendes Ringen um den Atem, ein Ringen gegen ein unbewußt selbst gefestetes Hinder- nis: der typische Vorgang der Neurose. Ein weiteres unterstütztes Moment sieht Hattingberg in der von der Medizin noch kaum be- achteten Typik der Rumpfhaltung, die zum Ausgangs- punkt eines eigenen Forschungszweiges der Literaturwissenschaft geworden ist.

Das „Atemkorsett“ steht in enger Beziehung zu der „Er- wartungsneurose“ Kraepelins oder der Angstneurose im Sinne Freud's; ja, sie ist selber eine Art der Angstneurose, bei der aber, wie erwähnt, die Zwerchfellstörung im Vordergrund steht. Für den Seelenarzt kann die Kenntnis des „Atemkorsetts“ von therapeutischer Bedeutung werden, indem hier die Möglichkeit ge- geben ist, von unten her, vom Körperlichen aus, nervösen Störun- gen beizukommen, ein Verfahren, das sich besonders bei festlich un- komplizierten Naturen oder bei psychisch schwer zugänglichen Typen empfiehlt, zumal da den Patienten durch Atemübung, Haltungsbü- bung und Gymnastik Anhaltspunkte zu eigener Mitarbeit und Willensstär- kung gegeben sind, zur tätigen Mitwirkung an ihrer Gesundung.

Die amerikanische Säge

Neulich traf in einer der größten Säbholzfabriken im Ural eine amerikanische automatische Säge ein. Man stellte sie auf, und die Säge begann zu arbeiten und erwies eine vorzügliche Qualität ihrer Konstruktion und eine erstaunliche Leistungsfähigkeit.

Am nächsten Tage versammelte sich in der Mittagspause eine noch größere Menge um den Automaten. Die Säge arbeitete, aber die Wächterposten waren in die Baracken gegangen, während der Monteur in seiner Hütte hieß. Bei der Maschine blieben nur einige Zuleger und der Fabrikwächter Fomka zurück. Die Bauern, mit ihren Äxten im Gürtel, standen im Kreise um die Säge und glockten. Sie sparten im allgemeinen nicht mit dem Lobe. Es gab aber auch Besserwisser, die manches anzusehen hatten. „Wie ein Kamm! Direkt wie ein Kamm!“ rief entzückt ein kurzbeiniger, breit-schultriger Bauer und schob seinen abgetragenen Schlapphut in den Nacken. Er freute sich über die goldenen Späne, die unter den scharfen Zähnen hervorstoßen, und bekräftigte: „Wenn man eine Hacke auflegt, heißt sie sie auch durch. Das müssen Köpfe sein, die so was erfinden.“

„In denen ist nicht Heu und Stroh, wie bei dir,“ meinte ein zweiter. „Die haben Gröhe.“

„Gröhe hat bald einer. Einer soviel wie der andere.“

„Sieh auch ein Ei aus wie das andere, ist aber manches faul darunter. Und die Hühner, die herauskommen, sind auch das eine größer, das andere wieder kleiner. So ist es auch bei den Menschen. Die Amerikaner sind schlau, aber die Deutschen sind noch gerissener. Die haben es weit gebracht. Die können aus Brenneiseln Brot machen und aus Luft — Zucker.“

„Was du sagst? Aus der Luft!“

„Sicherlich. Da stellt so ein Mordskerk ein paar Röhren auf, pumpt auf der einen Seite Luft hinein, und auf der anderen kommt der Zucker heraus, schon raffiniert.“

„Hast du das gesehen?“

„Das nicht, aber die Kriegsgefangenen haben es uns erzählt.“

„Daß unsere Schlafmützen so was nicht zuwege bringen!“

„Auch bei uns hat's einer versucht, hat auch in unserem Dorfe solche Röhren aufgestellt.“

„Und ist Zucker herausgekommen?“

„Das nicht, aber Schnaps!“

Einige lachten. Dann gafften sie wieder die Maschine an, die unauswählbar mit ihren scharfen Zähnen riesige Holzstücke zerleinerte. Schwere Klöße flogen in unsagbarer Geschwindigkeit von der Wertbank weg und wurden wie von unsichtbarer Hand zur Seite geschoben.

„Mit dem Fichtenholz wird sie wohl fertig“, sagte der erste Bauer. „Wie aber steht es mit Eichenholz? Ob sie das auch schafft?“

„Sie schafft es,“ sagte voll Autorität der Wächter Fomka. Seitdem er an der Säge stand, fühlte er sich als Held des Tages und schritt wie der Hahn auf dem Mist um die Maschine. Dabei murmelte er: „Sie muß es schaffen. Nicht umsonst ist sie aus Amerika.“

„Ach aber glaub', das frißt sie nicht.“

„Was du alles glaubst,“ sagte Fomka beleidigt. „Der Frosch dachte auch, er könnte so groß werden wie der Ochse, wenn er sich aufblies — bis er platzte. Unsere Säge aber frißt auch Siebenzöllige!“

„Ausgeschlossen, das kann sie nicht verdauen,“ sagte steptisch ein Saisonarbeiter. „Wenn es noch eine deutsche Maschine wäre! Die aber wird sich die Zähne daran ausbrechen.“

Die Bauern schwiegen erwartungsvoll. Fomka war sehr mißvergnügt und fühlte seine Gloriole schwinden, die von der wunderbaren Maschine ausstrahlte. Er zog sein Gesicht in Falten, dachte lange nach und trachte endlich ärgerlich: „Her damit! Holt einen Siebenzölligen vom Stapel!“

Einige Leute stürzten augenblicklich, als ob sie dies längst erwartet hätten, zum Stapel und wählten den allerdickesten und knorrigsten Pfosten aus Eichenholz aus. Die Säge zerschnitt ihn beinahe mit derselben Bechtheit wie zuvor das Weichholz. „Sie hat's ver-speist,“ schrie entzückt der Bauer mit dem Schlapphut. „Sie hat ihn durchbissen wie einen Fledermisch. Wie steht's aber mit den Wurzeln? Ob sie das auch schafft?“

„Unsere ist auch kein Hund,“ tobte Fomka, der immer mehr außer sich kam. „Nasse Wurzeln sind ihre Lieblingspeise; sie ist speziell auf nasse Wurzeln eingerichtet.“ Bei diesen Worten schob er sich selbstbewußt den Hut in den Nacken. „Her mit nassen Wurzeln!“ Man brachte einen meterdicken Klotz, der vom Wasser ganz aufgequollen war, aus härtestem Eichenholz. Die Zuleger, die diese Experimente mit sichtlichem Interesse verfolgten, waren kaum imstande, ihn herbeizuschleppen. Die Säge ging sofort langsamer und grub sich mit Mühe in das nasse Holz ein. Sie stöhnte und bebte, als wäre sie ein lebendes Wesen, das vom Fieber befallen war. Trotzdem besiegte sie auch das nasse Eichenholz.

„So'n Kacker,“ sagte einer. „Die gibt nicht nach. Aber ob du das auch verschlingst?“ Er ergriff eine der Konservendbüchsen, die haufenweise umherlagen. Die Maschine zischte ein wenig erstaunt und schnitt sie dann mit Eleganz entzwei.

Hierauf traten alle näher und betrachteten mit weitgeöffneten Müulern das Innere der Konstruktion. Dann versuchten sie es mit Draht und Ziegelsteinen. Die Säge stöhnte, jedoch zerschnitt und

zerbrach sie unweigerlich alles, was ihr unterkam. „Da kannst du machen, was du willst,“ schrie mit dem Ausdruck höchsten Entzückens der Wächter Fomka. „Heilige Mutter Gottes, und wenn man eine Schiene hineinsteckt, wird sie sie auch nicht auspuden.“

„Wartet,“ sagte ein abgerissener Kerl, „da hab' ich ein Gabelfrühstück für sie.“ Er sah nach einem mächtigen Eisenbarren, konnte ihn aber nicht heben allein. Mit Hilfe einiger Freiwilliger gelang es, den Barren aufzulegen und ihn unter die Zähne der Säge zu bringen. „Güttiger Gott! . . .“ seufzte der Abgerissene. Alle hielten den Atem an. Ein Schüttern ging durch die Maschine. Hilfslos pendelte der Kolben hin und her. Vergebens versuchten sich die Zähne in das Eisen einzugraben. Dann gab es einen Krach, und ausgebrochene Zähne flogen in die Luft. Der Automat blieb stehen . . . Der verkrüppelten Säge fehlten sechs Zähne; die übrigen waren verbogen und unbrauchbar.

„Das hat sie doch nicht gefressen,“ sagte der Steptiker. „Eine deutsche Maschine hätte es, glaub' ich, geschafft. Die aber hat sich den Magen verdorben. Jetzt ist sie hin. Für so einen Schmarren gibt man teures Geld aus! . . . Schließlich ist es doch unser Geld!“

Der Mechaniker kam schimpfend und stuchend aus seiner Hütte. „Was habt ihr angestellt, ihr Teufel?“, brüllte er und suchte mit den Armen.

„Ach, nichts. Wir probieren bloß die Maschine aus . . .“
A. Soritsch

Brautwerbung eines Königs.

König Heinrich VII. von England (1485—1509) war ein geist- und liebesgieriger Monarch. Nachdem im Jahre 1503 seine erste Gemahlin gestorben war, sah er den Plan, um die Hand der verwitweten jungen Königin von Neapel, die bedeutende Schätze von ihrem Gemahl ererbt hatte, anzupacken. Zu diesem Zweck schickte er drei Gesandte nach Neapel, deren höchst ergötzliche Instruktionen nebst ihren Antworten noch jetzt im geheimen Staatsarchiv aufbewahrt werden.

Von diesen Instruktionen sind besonders vier Artikel charakteristisch. Sie haben folgenden Wortlaut:

Artikel 10: Die Gestalt der Nase, die Höhe und Breite der Stirn sind zu beobachten.

Artikel 13: Wohl zu beachten sind ihre bloßen Hände, ob sie dick oder dünn, fett oder mager, lang oder kurz sind. Ebenso soll ihr aufmerksam auf die Finger gesehen werden, ob selbige lang oder kurz, groß oder klein, breit oder schmal sind.

Artikel 17: Ob Haare um dem Mund zu sehen sind oder nicht, muß sorglich bemerkt werden.

Artikel 18: Besonders sollen sie sich bemühen, sich mit besagter Fürstin nüchtern zu unterhalten und sie dabei anhaltend sprechen zu lassen; dann sollen sie, so viel es die Höflichkeit erlaubt, sich ihrem Munde nähern, damit besagte Gesandte den Atem der Fürstin verspüren, ob solcher rein oder nicht, ob sie Parfüm gebrauche oder nicht, Rosenwasser oder Moschus.

Artikel 19: Nicht zu vergessen ist die Höhe ihres Wuchses, das Fußwerk und dessen Größe, und sich besonders vorzusehen, hierin nicht getäuscht zu werden. Wenn es gelingt, das Fußwerk zu betrachten, sollen sie zugleich einen richtigen Begriff von der Gestalt des Fußes zu erhalten suchen usw.

Auf diese Punkte lauten die Antworten der mit der delikaten Mission betrauten Gesandten folgendermaßen:

Zu Artikel 10: Ihre Nase erhebt sich in der Mitte ein wenig wie ein köstliches Vorgebirge und nimmt dann wieder ab. Sonst hat sie dieselbe Nase wie ihre Mutter.

Zu Artikel 13: Wir haben die Hände besagter Königin mehrere Male bloß gesehen; wir haben besagte Hände geküßt und gefunden, daß selbige sehr schön, sehr proportioniert, ziemlich voll, zart und ausnehmend weiß sind.

Zu Artikel 17: So viel uns möglich war zu untersuchen, fanden wir, daß besagte Königin keine Haare um den Mund hat und sich eines sehr schönen, zarten Teints erfreut.

Zu Artikel 18: Wir sind nie dazu gekommen, nüchtern mit besagter Königin zu sprechen, daher können wir auch diesen Artikel nicht beantworten. Jedoch näherten wir uns bei jeder Gelegenheit, so viel als die Höflichkeit gestattete, dem Munde besagter Königin und rachen weder Aroma noch Parfüms, und wir glauben daher, nach der Zierlichkeit und Keuschheit ihres Mundes zu schließen, daß besagte Königin einen ganz angemessenen Atem hat.

Zu Artikel 19: Wir können nichts Genaueres von ihrer Statur sagen, weil ihre Hoheit die Fußbekleidung nach der Mode ihres Landes trägt, d. h. 6 Zoll hohe und 8 Zoll breite viereckige Schuhe. Jedoch glauben wir nach den übrigen Verhältnissen, daß sie einen sehr kleinen Fuß haben muß.

Aber die Empfehlungen der Gesandten waren vergeblich — es wurde nichts aus der Heirat.